

Hannibal & Gideon

Maarten Inghels

An extract pp 6; 11; 13-14; 14-16; 22-27; 81-84; 84-90

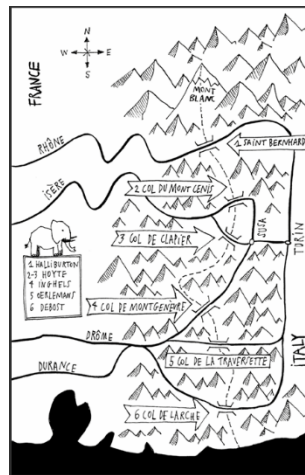
Original title Hannibal & Gideon
Publisher Das Mag, 2025

Translation Dutch into German
Translator Christine Koopmann

© Maarten Inghels/Christine Koopmann/Das Mag/Flanders Literature – this text cannot be copied nor made public by means of (digital) print, copy, internet or in any other way without prior consent from the rights holders.

p 6

Ich mochte schon immer Romane mit einer selbstgezeichneten Karte vorne drin, um der Hauptfigur auf ihren Abenteuern zu folgen, und daher freue ich mich, die Leserschaft mit einer stümperhaften Skizze meiner eigenen Expedition neben denen meiner Gleichgesinnten überraschen zu dürfen:



p 11

1

Vielleicht fange ich am besten mit einem Elefantenwitz an:

Was passiert, wenn man einen Elefanten mit einem Känguru kreuzt?

Dann ist ganz Australien voller Schlaglöcher.

p 13-14

4

Als ich meiner Frau erzähle, dass ich die Alpen mit einem Elefanten überqueren will, muss sie lachen. Dabei ist es gar kein Scherz.

Vor gut einem Jahr habe ich einen Roman über meine Erfahrungen mit einem Meisterbetrüger veröffentlicht, einem lebensgefährlichen Psychopathen – was mit einer absoluten Katastrophe endete: mit Morddrohungen gegen unsere kleine Tochter, Stalking und juristischen Scherereien. Jetzt, da sich diese Misere nach einem halben Jahr Untertauchen endlich gelegt hat, bleibt mir nichts anderes übrig, als meiner Frau zu gestehen, dass mir eine Prise Gefahr fehlt.

Ich glaube, einen Elefanten in sein Leben zu lassen, ist ein ausgezeichnetes Mittel gegen jegliche Form von Morddrohung, Depression oder Langeweile.

Zumindest für mich.

„Vielleicht hilft dir nur ein Schmetterling“, sage ich zu meiner Frau.

Sie ignoriert meine stichelnde Bemerkung und fragt: „Aber warum ein Elefant?“

„Weil es bestimmt schwieriger ist, einen Schmetterling in Schach zu halten.“

Viel zu lang hat mich der Stress um den Meisterbetrüger eingeengt; es wird Zeit, das Weite zu suchen. Indem ich in die Berge gehe, könnte ich den Blitz von unserer Familie ableiten. Mich packt die Sehnsucht, einen Wanderroman zu schreiben und erzähle ihr davon. Und dafür muss ich natürlich eine Weile aus dem Haus, das versteht sie doch sicher?

Ja, einen Bergroman, in dem man nach oben wandert und wieder nach unten, mit einem Plot, der in der gleichen Kurve verläuft. Und mit einem Elefanten.

Ich glaube, meine Frau ist zu der Zeit einfach froh, dass mir ein Tier keinen Prozess machen kann, so wie mein letztes Romanthema. Und uns ein Elefant nicht so schnell stalken oder mit dem Tod bedrohen wird.

„Außerdem tut mir ein bisschen Bewegung bestimmt gut“, ergänze ich. „Findest du nicht, dass meine Plauze immer größer wird?“

Ich erinnere sie daran, dass meine Physiotherapeutin mir geraten hat, ihre Liege gegen eine sportliche Herausforderung einzutauschen. Sie sprach von Schmerzpunkten rund um meine Wirbelsäule und hartnäckigen Verspannungen in meinem Schreibarm.

„Sie hat vorgeschlagen, dass du dir einen Hund zulegst, mit dem du täglich spazieren gehst“, antwortet meine Frau. „Keinen Elefanten.“

p 14-16

5

Der wichtigste Grund dafür, mit einem der größten und intelligentesten Säugetiere der Welt Berggipfel zu erklimmen: Ich möchte in Hannibal Barkas' Fußstapfen treten, der seine Elefantenarmee, der Legende nach, aus dem heutigen Spanien über die Alpen nach Italien führte.

Der Zweite Punische Krieg war vermutlich der bedeutendste der drei Punischen Kriege und brachte die Römische Republik aufgrund ihrer ständigen Rivalität mit Karthago, einer führenden Großmacht westlich des Mittelmeers, an den Rand des Abgrunds. Während der Erste Punische Krieg vor allem eine Seeschlacht gewesen war, in der Karthago seine Kriegsflotten verlor, stellte Hannibal für den Zweiten Punischen Krieg eine enorme Armee auf die Beine, verstärkt durch Gallier, Griechen und vor allem Afrikaner, denen er die Freiheit versprach.

Der karthagische Feldherr überquerte 218 vor Christus innerhalb von zwei Wochen mit fünfzigtausend Soldaten, neuntausend Reitern und siebenunddreißig Elefanten die Berge, um die unvorbereiteten Römer hinterrücks auf ihrem eigenen Boden zu überraschen. Über Hannibal wird

gelegentlich gesagt, er sei Alexander dem Großen ebenbürtig, weil dieser ebenfalls – aus Indien entführte – Elefanten im Krieg eingesetzt hatte.

Jedoch wurde nie endgültig bewiesen, ob man die Alpen überhaupt mit einem Elefanten überqueren kann. War die Elefantenarmee vielleicht nur ein Produkt unserer Fantasie? Ich würde gern mal mit eigenen Augen sehen, wie ein Elefant einen Berg hinaufklettert. Schnauft er beim Aufstieg? Wie schmal darf der schmalste Pfad sein? Wie reagieren Murmeltiere und Wanderer auf ihn?

Seit ich als Jugendlicher von diesen Tieren besessen war, fühle ich mit ihnen. So ein Koloss, der eigentlich in wärmere Gegenden gehört und auf menschliches Drängen verloren über einen schneebedeckten Gipfel stapft, ist ein absurdes Bild.

Bereits damals träumte ich davon, ein Abenteuerbuch zu schreiben. Und was ist schon ein Abenteuerbuch ohne die Begegnung mit einem wilden Tier? Eben. Peter Matthiessen ging im Himalaya auf die Suche nach einem Schneeleoparden. T. H. White freundete sich mit einem Habicht an. Robert Louis Stevenson zog mit einem Esel durch die Cevennen.

Und anschließend die zweite Welle Abenteuerbücher in den Fußstapfen aller früheren: Sylvain Tesson, der Matthiessen folgt, Helen Macdonald mit ihrem eigenen Habicht, unzählige Eselreisende nach Stevenson. Als befänden wir uns in einer ständigen Nacherzählung der Geschichte, weil wir uns der Geschichte, die wir genau jetzt erleben, nicht stellen wollen.

p 22-27

8

Ich muss zugeben, dass ich auch einen Anflug von Enttäuschung spürte, als ich von Richard Halliburtons Versuch las, da ich eigentlich als Erster mit einem Elefanten in Hannibals Spuren die Alpen überqueren wollte.

Da kann man nichts machen.

Originelle Abenteuer gibt es nicht mehr.

Ich bereite mich jetzt auf die Nachstellung der Nachstellung vor.

Genau wie bei meinen früheren Trekkingtouren in die Berge kontrolliere ich frühzeitig den Zustand meiner Ausrüstung. Ich fange wie immer bei meinem Opinel-Taschenmesser an.

Dann folgen zwei Wanderstöcke, die ich wie ausziehbare Stoßzähne seitlich an meinem grauen Rucksack befestige. Die elastische Wasserflasche reckt ihren langen Rüssel aus dem Hauptfach hervor.

Steigeisen, Schlafsack, Biwaksack – check.

Das Tarp, um mich beim Schlafen unter freiem Himmel vor Regen und Wind zu schützen. Ein zusammenklappbarer Gaskocher mit Kartusche. Ein Filter für das Wasser der Gebirgsbäche. Eine Wanderhose, zwei Wollshirts, ein Fleecepulli, eine Wind- und eine Regenjacke sowie Unterwäsche.

Nachdem ich meine Bergschuhe mit Bienenwachs eingefettet habe, gehe ich vakuumverpacktes Brot, Trockenwurst und Nussriegel einkaufen.

Zu Hause verstaue ich alles erstmal im Rucksack und stelle wie jedes Jahr fest, dass es nicht passt. Die Steigeisen nehme ich wieder heraus, die niedrigsten Pässe werden hoffentlich eisfrei sein. Und mit nur einem Wollshirt rieche ich immer noch frischer als ein Elefant.

Mehr noch als um Schlafplatz und Gepäck Sorge ich mich darum, überhaupt einen Elefanten zu finden. Und was kostet so ein Elefant? Hat der einen Festpreis oder zahlt man pro Kilo?

Auf Umwegen komme ich an die direkte Durchwahl der PR-Managerin des Antwerpener Zoos. Als ich ihr von Richard Halliburton erzähle, meint sie, sie erinnere sich an den früheren Zoodirektor,

der in den Fünfzigerjahren auch schonmal einen Fußmarsch mit einem Elefanten angetreten hat, von Brüssel nach Antwerpen. Aber nein, heutzutage könne ich nicht einfach einen Elefanten ausleihen. Was ich denn erwartet hätte?

Nein, auch keinen Babyelefanten.

Tierwohl und Sicherheit würden hier großgeschrieben, sagt sie herablassend, nicht wie in kommerziellen Zoos, in denen die Beziehung zwischen Tier und Pfleger viel körperlicher sei. Der Antwerpener Zoo fasse seine Elefanten zum Beispiel nicht an.

Antwerpen liegt eigentlich sowieso viel zu weit weg von den französischen Alpen. Es würde mich ein Vermögen kosten, knapp fünf Tonnen Elefant zu transportieren. Nicht nur der Elefant, sondern auch die Logistik drumherum ist die Achillesferse dieser Expedition. Um die Transportkette so kurz wie möglich zu halten, sollte ich mich am besten in unmittelbarer Nähe der Berge umschauen.

Laut Internet gibt es in Grenoble keinen Zoo. Der in Lyon hat keine Elefanten, sehe ich auf der Website. Aber siebzig Kilometer südlich von Lyon befindet sich der Safaripark Peaugres, in dem man im Wohnzimmer von Giraffen, Bisons und Schwarzbären mit dem Auto seine Runden drehen kann.

Der Park beherbergt auch eine dreiköpfige Familie Afrikanischer Elefanten und lehnt eine Leihgabe des jüngsten Sprösslings in ihrer Mail zumindest nicht direkt ab. Es scheint ihnen angebracht, dass ich sie erst einmal besuche, um die Tiere und ihre Pfleger kennenzulernen. Danach könnten eventuelle Vereinbarungen zu einem gegebenenfalls sogar mehrtägigen Ausflug getroffen werden.

Darum fahre ich im Juli 2023 an einem frühen Montagmorgen von mir zu Hause in Antwerpen ins Département Ardèche, eine achteinhalbstündige Fahrt, die ich in drei Etappen zurücklege. Ich rolle zwischen heruntergekommenen Wohnwagen und Familienautos, die mit Kindern, Badetüchern und Koffern vollgestopft sind. Die Wohnwagen tragen Fahrräder wie Brillen auf dem Hinterkopf. Die Autobahn riecht nach Ferien, die Raststätten sind von geschmolzener Eiscreme und Süßkramverpackungen übersät.

Am späten Nachmittag leert sich der Safaripark allmählich. Die Menschen draußen riechen ein bisschen nach Tier und die Tiere drinnen ein bisschen nach Mensch.

Als ich mich am Eingang anmelde, muss ich unwillkürlich an einen Online-Zeitungsartikel von 2018 denken: Tierrechtsaktivisten hatten das Kassenhäuschen hier aus Protest gegen Zoos in Brand gesteckt. Ihre Kritik ist mir bekannt, und mir blutet auch das Herz, wenn ich eingesperrte Tiere sehe. Aber ich ziehe ein Stadtkind groß, das sonst nicht mit wilden Tieren in Berührung kommt – zumindest, wenn man keine teure Afrikareise mit umweltschädlichem Flug bezahlen will. Von der Brandstiftung ist nichts mehr zu sehen.

Die Direktorin vom Safaripark Peaugres lädt mich in ihr Büro ein, das nur ein kleines bisschen nach Mäusen riecht. Frau Dubois trägt eine Nickelbrille und ist in verschiedenen Beigetönen gekleidet. Bei meiner Schilderung der panischen Dally auf der Champs Élysées runzelt sie die Stirn. Es scheint ihren unbändigen Hass auf die Leute in Paris zu schüren.

„Ici gehen wir sehr behutsam mit unseren Tieren um“, sagt sie auf Französisch – ich habe sie gebeten, so langsam wie möglich zu sprechen. „Sie haben hier richtig viel Platz und sind nicht in Käfige gesperrt. Menschen können nur auf den ausgeschilderten Wegen mit dem Auto durch den Park fahren. Aussteigen darf man ausschließlich bei den dafür vorgesehenen Aussichtspunkten. Wir haben eine neue Kampagne gestartet, mit der wir diese dreckigen Dieselaautos benachteiligen und leise Elektroautos bevorzugen. Es gibt genügend Rückzugsorte für Tiere, dich sich unwohl fühlen.“

„Also sind die Elefanten schon an den Lärm von Menschen und Verkehr gewöhnt?“

„Oui. Vor allem das Kalb, weil es nichts anderes kennt. Es war noch ganz jung, als es hier in Frankreich ankam. Na ja, eigentlich kann man es kaum noch Kalb nennen, es ist mittlerweile erwachsen.“

„Wie heißt der Jüngste?“

„Gideon.“

Ein Jahr nach Dallys Höllentrip über die Champs Élysées versuchte Halliburton es erneut. Im Sommer 1935 schickte er ein Telegramm an den Pariser Zoo und bat den Direktor, den Elefanten innerhalb von zwei Wochen mit ausgiebigem Verkehrstraining auf die Tour vorzubereiten. Jeden Tag nahm das Zoopersonal Dally für einen Spaziergang mit in die Innenstadt. Sie verabreichten ihr vierzehn Tage lang immer größere Dosen Verkehrslärm. Gehupe, Gebrumm, Gequietsche.

Als Halliburton wieder Pariser Boden betrat, war Dally reisefertig. Um dem Trubel zu entgehen, brachen sie Punkt Mitternacht auf – mit einem Kleinlaster voller Gepäck, Decken, Eimern und Verpflegung für den Elefanten, der vom Futtergeruch angelockt hinter dem Wagen her trottete.

Ich frage mich, wie sich die Elefantendame wohl gefühlt haben muss. Was dachte sie, wohin es geht? Sie hatte hunderte Menschenkinder auf dem Rücken getragen, immer dieselben Runden gedreht, und jetzt weckte man sie mitten in der Nacht, um zu einem unbekanntem Abenteuer aufzubrechen.

Das Gerücht um Dallys Abreise machte schnell die Runde. Laut Halliburtons Bericht musste die Polizei mehrfach eingreifen, um die ganzen Taxen und anderen Autos auf Abstand zu halten, während sie mit dem Elefanten durchs nächtliche Paris wanderten, über die Place de la Porte Maillot, um den Arc de Triomphe über die Champs Élysées zur Place de la Concorde.

Vor Notre Dame ließ Dally sich ein paar Fotos mit Blitz gefallen. Das schreibt Halliburton zumindest, ich kann sie nirgends finden. Danach wurde Dally über eine Rampe in einen Container mit Stroh, Heu und Zucker verladen – für die lange Zugreise nach Martigny, bis knapp hinter die Schweizer Grenze im Rhôneal.

Hannibal hatte schon einen aufregenden zehntägigen Fußmarsch aus dem heutigen Spanien hinter sich, bevor er die Alpen erreichte. Hannibalisten wie Halliburton und ich lassen sich für einen immersiven Urlaub am Fuß der Berge absetzen; ein zeitlich begrenzter Urlaub, der nicht in einer Schlacht endet.

Ich habe Embrun als Ausgangspunkt gewählt – laut meinem Handbuch eine gallische Wallburg auf einem Felsplateau auf 871 Metern Höhe – um so bald wie möglich in die märchenhafte Kulisse der Berge einzutauchen.

p 81-84

22

Mit rasenden Kopfschmerzen wache ich aus meiner Halluzination auf. Ich schüttele den Kopf, um die Restbilder vor meinem inneren Auge zu vertreiben und spüre, wie die grauen Zahnräder in meinem Schädel schmerzhaft gegeneinander rattern.

Wo ist Gideon?

Shit. Er ist nirgends zu sehen. Mir bricht der kalte Schweiß aus. Ich rufe ihn beim Namen und blase drei Mal laut in die Lockpfeife, aber der tosende Gebirgsfluss übertönt beides.

Wie erkläre ich den Leuten vom Safaripark, dass ihr Elefant verschwunden ist, nachdem wir Shrooms gegessen haben? Ich habe keine Lust, sie zu bitten, ihr Trackingsystem einzuschalten, dann verspiele ich ihr Vertrauen und es ist vorbei mit meiner Expedition. Er kann unmöglich weit weg sein! Ich muss ihn selbst finden. Ich hole mir einen verbeulten Apfel aus dem Rucksack und mache mich schleunigst auf den Weg.

Kurz vor Saint-Martin-de-Queyrières sind wir von der Nationalstraße in den Wald eingebogen und haben die neugierigen Blicke der Radwanderer und Campingfans hinter uns gelassen. Ich

nehme meine topografische Karte zu Hilfe. Die Waldwege laufen fast alle bei den Burgen aus dem 19. Jahrhundert zusammen. Ich beschließe, zur Crête de Font Froide hinaufzuklettern, da habe ich eine bessere Sicht auf die Umgebung. Mit seinen fünf Metern Schulterhöhe müsste so ein Elefant über den Großteil der Vegetation hinausragen.

Ein Schatten fällt auf meine Karte.

Der Berg beugt sich über mich; wie ein Mann, der mir ungefragt etwas erklären will, was ich schon weiß. Ich habe Mist gebaut, indem ich auf so einem Abenteuer einfach irgendwelche Pilze gegessen habe. Laut Vertrag hätte ich Gideon nachts festbinden müssen, zwar nur der Form halber, schließlich könnte er einen Baum locker ausreißen. Aber gut, ich kann immer noch behaupten, ich hätte ihn gestern Abend angeleint.

Zum ersten Mal finde ich es unheimlich, hier so ohne meinen Weggefährten herumzulaufen. Selbst in den kleinsten Blumen zu meinen Füßen ist die Natur größer als ich. Wenn ich allein wandere, verliert alles seine Proportionen. Bäume beschützen und bedrohen: Ich kann raufklettern und mich verstecken, aber weiß nie, was runterfällt. Wenn ich die Augen schließe, spüre ich, dass meine Augäpfel zittern, wie verängstigte Mäuse in der Hosentasche eines Bauernjungen.

Ich will gar nicht daran denken, dass Gideon vielleicht von einem Gletscher gestürzt oder in eine Schlucht geraten ist. Ich will meinen Gideon nicht mit einem gespaltenen Stoßzahn oder einem geprellten Rüssel wiederfinden. Und dem Zoo vor allem keinen toten Elefanten ersetzen.

Im Vorhinein hatte ich vergeblich versucht, den Elefanten zu versichern. Die Rezeptionistin meiner Versicherungsagentur bekam schon Panik, als ich am Telefon vom Transport eines „großen Säugetiers“ über die Alpen anfang, und dabei versuchte ich sogar noch so gut es ging, das Wort „Elefant“ zu vermeiden. Ich wurde immer wieder zu neuen Mitarbeitern durchgestellt, die mir einer nach dem anderen nicht helfen konnten, meine Mission gegen Unglücksfälle zu versichern.

Wenn mein Elefant tot ist, weiß ich nicht, wo ich einen neuen für den Safaripark herbekommen soll.

Am Wegesrand halte ich an. Beim Gedanken an einen toten Elefanten muss ich mich kurz und heftig übergeben. Auf dem Waldweg liegen unverdaute Pilz- und Apfelstückchen, als wäre ich bei einer Hexe zu Gast gewesen. Trotz der kurzen Zeit hänge ich anscheinend schon ziemlich an Gideon. Ich wische mir mit dem Ärmel über den Mund.

Um mich herum nur die Zähne der Berge. Es fühlt sich an, als drehte ich Runden in einem Krokodilmaul. Meine Schultern schmerzen, als wäre ich gebissen worden. Und was, wenn Gideon noch lebt, aber einen anderen Wanderer verletzt hat? Ich bekomme meine stockende Atmung einfach nicht in den Griff.

Als ich mich umschaue, sehe ich unten die Alm von Le Mélezin. Die Dreifaltigkeit aus Kapelle, Bauernhof und Bergpension. Aus dieser Entfernung erkenne ich keine Elefantenkonturen, aber da ist ein großer Felsbrocken, der sich zu bewegen scheint.

Als ich ein Stück hinabgeeilt bin, beobachte ich von der grünen Weide aus die träge Betriebsamkeit eines Kuhhirten, des Pensionbetreibers und des Priesters im schwarzen Gewand, der sich durch nichts aus der Ruhe bringen lässt. Ein ausgeschlafenes Murmeltier kommentiert das Ganze pfeifend.

Schnell setze ich den Rucksack bei der Terrasse des Gasthauses ab und suche im Garten dahinter nach dem Pfad zur Kapelle. Die Alm wirkt unheimlich fröhlich, mit ihren gelben Felsenblümchen, Vergissmeinnicht und Engelwurzeln.

Und dort, vor der schlichten Kapelle in Form eines kleinen Hauses, schnarcht ein großer Felsbrocken in Form eines Elefanten. Auf seinem Rücken ruhen fünf zwinkernde Schmetterlinge. Ich tippe ein paar Mal vorsichtig mit dem Fuß dagegen, bis die Felswand ein Auge öffnet.

23

„Was gibt's?“, fragt Gideon, ein Auge halb offen.

„Ich habe dich verloren“, sage ich und lasse alle Luft entweichen, die sich wie eine Gewitterwolke in mir angestaut hat. Ich bin so froh, ihn zu sehen; ich könnte ihn glatt umarmen, halte mich aber zurück.

„Elefanten verschwinden nicht“, meint Gideon. „Sie gehen höchstens woandershin.“ Er klingt sehr nasal, als wäre sein Rüssel mit Zeitungspapier vollgestopft.

„Ich würde mir wünschen, dass du mir in Zukunft Bescheid sagst, wenn du spazieren gehst.“

„Ich kann genauso gut behaupten, ich hätte dich verloren“, antwortet der Griesgram grimmig. Er dreht sich halb auf die Seite. „Wo warst du denn? Ich würde mir wünschen, dass du mir in Zukunft Bescheid sagst, wenn du spazieren gehst“, wiederholt Gideon.

„Vielleicht können wir uns darauf einigen, keine Pilze mehr zu essen.“

„Vielleicht können wir uns darauf einigen, keine Pilze mehr zu essen“, öffnet Gideon mich nach.

„Wollen wir wieder Freunde sein, Gideon? Ich habe echt höllische Kopfschmerzen ...“

„Darüber will ich sowieso schon länger mit dir sprechen. Wer ist eigentlich dieser Gideon? Das erzähl mir mal. Ich heiße so, pass auf!“ Er macht ein Geräusch, als räusperte er sich.

Um diesen Namen auszusprechen, hab ich nicht den passenden Körperbau.

Er macht das Geräusch ein zweites Mal. „Wer hat dir eingeredet, dass ich Gideon heiße?“ Er kniet sich hin und richtet sich dann langsam auf.

„Die Direktorin vom Safaripark.“

Er ragt wieder weit über mich hinaus.

„Ja, dahin möchte ich nicht zurück. Die erwarten da, dass ich mit dem dicken senegalesischen Elefanten und dem Zirkustier aus Bulgarien einen auf Familie mache.“

„Wieso das denn?“

„Das sind nicht meine echten Eltern. Wenn ich nicht so tue, als ab, bekomme ich nichts zu essen. Meine Mutter hätte mich niemals Gideon genannt. Das ist ein Name für Wilderer.“

„Tut mir leid, das zu hören.“

„Jeder Affe sieht, dass der bulgarische Bulle nicht mein Vater ist, aber Touristen können einen Rüssel nicht von einer Schlange unterscheiden. Das Schlimmste ist, dass die mich alle halbe Jahre zum Zoo in Lyon fahren, damit ich da sämtliche Kühe decke. Als ob ich Kinder mit diesen Meckerliesen will.“

„Wie alt bist du eigentlich, Gideon?“

„In Menschenjahren siebzehn, wenn ich mich recht erinnere. Aber unter Elefanten zählen wir anders. Wir zählen in Gefahren, in Wanderschaften, in Flussüberquerungen.“

„In Elefantenjahren bin ich vier Jahre alt“, gebe ich zurück. Und das Gespräch bringt uns Lichtjahre näher zusammen.

Er schaut mich schläfrig und traurig von der Seite an. Gideon könnte auch ein Zyklop sein, ein einäugiger Menschenfresser, ein Allesfresser. Es scheint, als hätte Gideon selbst in der Gefangenschaft im Safaripark schon zu viel von der Welt gesehen.

In der Antike dachte man beim Fund eines Elefantenschädels manchmal, man hätte es mit einem einäugigen Riesen zu tun – wegen des klaffenden Lochs in der Stirn, da, wo eigentlich der Rüssel ist.

„Also willst du nicht zum Park zurück?“, frage ich.

„Ach, und noch was: Was machen wir hier überhaupt? Was ist das für eine Unternehmung?“

„Wir folgen Hannibals Fußspuren. Na ja, zumindest glaube ich, dass wir das machen.“

„Ein Elefant folgt keinen Spuren. Ein Elefant bahnt sich seinen eigenen Weg. Der einzige Grund, warum ein Elefant weiterzieht, ist Hunger. Sag mal... dann muss da ja was richtig Leckeres hinterm Berg auf uns warten, wenn du mich extra mitschleppst. Die guten Gianduiotti vielleicht? Knusprige Cantuccini? Oder das, worauf der alte Dolomitenbär aus Peaugres so scharf ist: Pizza!“

„Ich weiß ja nicht, ob Pizza so gut für Elefanten ist.“

„Aber für Touristen ist die natürlich super. Ich bin nicht dein Haustier, ich esse, was ich will.“

„Ich schleppe niemanden mit. Ich sitze dir nicht im Nacken. Und versuche dich zu nichts zu zwingen.“

„Ach komm, mach dich nicht lächerlich. Leg mir die Leine wieder um und dann gehen wir los.“ Gideon stochert mit seinem Rüssel in der Erde nach dem Seil. „Komm, Tourist. Gehen wir. Vorwärts, Marsch.“

„Ich wage zu behaupten, dass ich kein Tourist bin“, murre ich.

„Dann leg dir die Leine doch selber um.“ Gideon schlingt mir das Seil um den Hals, reflexartig greife ich danach.

„Pass auf, dass du mir nicht auf die Füße trittst“, sage ich.

„Wäre es für deine Geschichte nicht besser, wenn nur einer von uns beiden überlebt?“, fragt Gideon herausfordernd. Er türmt sich wie eine Gewitterwolke vor mir auf.

„Nicht nötig“, antworte ich.

„So ein Unfall ist schnell passiert. Wir sind fast auf dem Gipfel. Ein Fehltritt. Von einem plötzlichen Wetterumschwung überrascht. Du rutschst aus. Ich versuche noch vergeblich, dich zu retten.“

Er piekst mich mit dem Rüssel in die Brust. Ich weiche zurück. Kurz ist es, als schaute ich in das Mondgesicht des Meisterbetrügers. Wenn ich jetzt von einem Elefanten zerquetscht werde, kann mich nichts und niemand mehr retten.

„Ich wusste gar nicht, dass Elefanten so viel Fantasie haben“, sage ich, während ich mich aus seinem Rüsselgriff winde. Die Leine werfe ich auf den Boden. Ich muss darauf vertrauen, dass er auch ohne folgen wird.

„Ging es dir nicht um die Verlierer?“, fragt Gideon. „Tja, dann überquerst du halt als soundsovielter Abenteurer in Folge die Berge mit einem Elefanten. Wen juckt's? Aber ein Elefant, der sein totes Herrchen auf dem Rücken nach Hause trägt? Du würdest weltberühmt! Ich schreib dein kleines Buch schon zu Ende. Hunderttausend verkaufte Exemplare. Mindestens.“

„Mir geht's nicht darum, wem es gefällt“, sage ich bestimmt. „Und schon gar nicht ums Geld.“

„Ich versuche nur, deinen Spannungsbogen oben zu halten“, sagt er und dreht sich dabei weg. „Ich habe den starken Eindruck, dass deine Geschichte zusammenbricht.“

„Ich betrachte diese Reise als Abenteuer“, erkläre ich, „eine Expedition ohne ausformuliertes Drehbuch.“

„Du schreibst hier ein Dreisterne-Buch zusammen, um auf einen grausamen Feldherrn aufmerksam zu machen, der vor zweieinhalbtausend Jahren siebenunddreißig meiner Artgenossen in den Tod getrieben hat.“

„Und für dieses Buch habe ich einen Elefanten im Schlepptau“, ergänze ich. „Die Ironie ist mir tatsächlich nicht entgangen.“

„In der kurzen Zeit zwischen zwei Kriegen haben die Menschen anscheinend nichts Besseres zu tun, als Kriegsbücher zu schreiben.“

„Aber das wird kein Kriegsbuch.“

„Das hier will echt keiner lesen“, meint Gideon. „Sei doch mal ehrlich. Allein schon die Idee. Ein Elefant in den Alpen! Die Journalisten haben dich längst vergessen. Sieh dich doch mal um. Hier ist keiner mehr.“

Er hat recht. Seit wir die großen Wanderwege verlassen haben, ist der Strom von Schaulustigen versiegt. Es ist Tag fünf oder sechs, was weiß ich. Die Medien treiben längst wieder eine andere Sau durchs Dorf und haben uns vergessen. Seit unserem Durchmarsch auf dem Campingplatz von Saint-Crépin haben wir auch keine Touristen mehr gesehen, die gezielt nach uns gesucht haben. Wer hat noch Interesse an Wandergeschichten von Männern mit zu viel Zeit?

Als Halliburton neununddreißig war und seine Bekanntheit schon langsam verblasste, überlegte er sich stets spektakulärere Vorwände, um im Rampenlicht zu bleiben. Nachdem seine kurze Schriftstellerkarriere in einer Sackgasse geendet war, reiste er mit einem chinesischen Segelschiff nach San Francisco und blieb schließlich auf dem Stillen Ozean verschollen.

War meine Elefantentour nicht auch etwas weit hergeholt, jetzt, wo der große Presserummel um meinen Roman über den Meisterbetrüger zum Erliegen gekommen ist? Mein größtes Problem: Ich will manchmal wie ein Amerikaner durchs Leben gehen. Das bedeutet, dass man viel Trara macht, sich für den Nabel der Welt hält und fälschlicherweise davon ausgeht, ein auserkorener Missionar oder Retter der Zivilisation zu sein. Oder zumindest der eines Elefanten.

Von Halliburton habe ich gelernt, dass Waghalsigkeit mehr Leute bewegt als Literatur. Aber wie soll ich meine Elefantentour jemals toppen?

Die ersten zwei Tage habe ich mir die Follower meiner Social-Media-Profile und dem des Safariparks noch mit verschiedenen Beiträgen warmgehalten, aber damit habe ich inzwischen aufgehört. Je weiter ich von zu Hause weg bin, desto weniger verspüre ich die Notwendigkeit, die Verbindung mit der Außenwelt aufrechtzuerhalten. Soll ich unseren Trip auf TikTok posten? Mir eine kurze Choreografie mit dem Elefanten ausdenken?

„Weißt du, was echt mal was Neues wäre?“, fragt Gideon. „Wenn du mich nach Hause bringst.“

Von allen Elefanten habe ich offensichtlich den mürrischsten abbekommen.

„Ja, lass uns mal weiter“, sage ich leise. „Ich weiß nicht, was uns erwartet, aber süß wird es sein.“

„Hier lang, glaube ich“, sagt Gideon, und schlägt den Pfad in Richtung Alm ein. „Hier riecht es gut.“